

Ostern

ist die tiefere Antwort auf die Pandemie

Über die Auferstehungsbotschaft in der Corona-Krise im diesseitsfixierten Europa ein Beitrag von Prof. Armin Baum



Armin Baum ist Professor für Neues Testament an der Freien Theologischen Hochschule Gießen.

Im Januar 2020 erreichte das Coronavirus auch Deutschland. Seither sind Krankheit und Tod ein öffentliches Thema. Ob die Pandemie jetzt dauerhaft abklingt, weiß niemand. Im Vergleich zur großen Pest-Pandemie, die von 1348 bis 1350 etwa ein Drittel der Bevölkerung Europas ausgelöscht haben dürfte, hat die aktuelle Corona-Pandemie bisher wenig Todesopfer gefordert. Trotzdem gibt es viele schlimme Einzelschicksale.

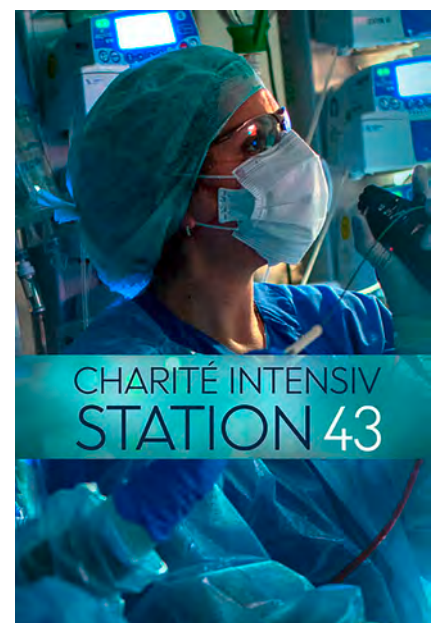
Moderne Medizin vollbringt Beeindruckendes

Im April 2021 war in der ARD unter dem Titel „Charité Intensiv – Station 43“ eine vierteilige Dokumentation von Carl Gierstorfer und Mareike Müller zu sehen. Sie zeigte, wie während der sogenannten zweiten Welle an einer der größten Universitätskliniken Europas Corona-Patienten mit schweren Verläufen betreut werden. Meine Frau und ich saßen mehrere Abende lang wie gebannt vor dem Bildschirm:

Ein Team von Ärzten und Pflegern kämpft im grellen Krankenhauslicht zwischen piependen Maschinen Tag und Nacht am Rand der Erschöpfung gegen die tückische Krankheit. Das Leben mancher Patienten können sie nach wochenlangem Kampf retten. Aber viele Patienten haben trotz modernster Intensivmedizin und größter Bemühungen keine Chance. Unter ihnen ein 42-jähriger Familienvater aus Texas. Seine Ehefrau, sein Sohn Bona und seine Tochter Jenny hoffen bis zum Schluss. Schließlich stirbt ihr Vater an Multiorganversagen. Die Ärzte müssen der Familie mitteilen, dass sie den Kampf gegen das Virus verloren haben.

Auch die beste Wissenschaft kann nicht retten

Es ist immer ein Triumph der medizinischen Wissenschaft und Kunst, wenn es gelingt, Menschen am Leben zu erhalten, die schon eine sichere Beute des Todes zu sein schienen. Aber natürlich werden auch diejenigen, die die Intensivstation und das Krankenhaus wieder verlassen können, über kurz oder lang sterben müssen. Zuletzt bleibt der Tod doch der Sieger über jedes einzelne Leben. Er gleicht einer übermächtigen Lawine, die früher oder später jeden einzelnen Menschen überrollt, mit hundertprozentiger Erfolgsquote. Am Ende zieht auch die beste Medizin immer den Kürzeren.



„Charité Intensiv – Station 43“: Die ARD-Dokumentation zeigt den Kampf der Mediziner um das Leben von Corona-Patienten.

Nach über zwei Jahren Pandemie in einem sich immer weiter entchristlichen Europa feiern wir auch in diesem Jahr wieder Ostern. Ein Rückblick in die Anfangszeit des Christentums hilft, sich an den gewaltigen Unterschied zu erinnern, den der christliche Osterglaube seit fast 2.000 Jahren macht oder machen könnte.

In der Antike war der Tod ein Sturz ins Nichts

Viele griechische und römische Zeitgenossen der ersten Christen glaubten überhaupt nicht an ein Weiterleben nach dem Sterben. Sie teilten die nihilistische Sicht des Philosophen Epikur (341–271 v. Chr.) und ergaben sich ihrem Schicksal: Der Tod geht mich nichts an. Denn solange ich da bin, ist der Tod noch nicht da. Und wenn der Tod da ist, bin ich nicht mehr da.

In vielen antiken Grabinschriften kam diese fatalistische Weltanschauung zum Ausdruck. Man bestritt rundweg, dass es ein Weiterleben nach dem Tod gebe. Eine beliebte Inschrift lautete: non fui, fui, non sum, non curo = „Ich war nicht, ich war, ich bin nicht, es ist mir gleichgültig.“ Diese resignative Formel war so bekannt, dass man sie mit den Anfangsbuchstaben dieser sieben Wörter abkürzen konnte: NFFNSNC. An solche Aussage dürfte der Apostel Paulus gedacht haben, als er von Menschen sprach, „die keine Hoffnung haben“ (1. Thessalonicher 4,13).

„Meine Onkologin ist mein Gott“

Diese pessimistische Sicht auf den Tod vertreten auch viele unserer westlichen Zeitgenossen. Auch sie behaupten, es würde ihnen nichts ausmachen, am Ende ihres Lebens ins Nichts zu versinken. Als kürzlich ein spanischer Weinhändler, der schwer erkrankt ist und nicht mehr lange zu leben hat, erfuhr, dass ich Theologe bin, schleuderte er mir dieses Glaubensbekenntnis entgegen. Mit dem Tod sei alles aus. „Meine Onkologin ist mein Gott!“

Hat er mit dieser aufgebrauchten Aussage nicht besonders drastisch auf den Punkt gebracht, wie in unserer jenseitsvergessenen Gesellschaft der öffentliche Diskurs abläuft? In den Medien ist seit mehr als zwei Jahren praktisch pausenlos von den Möglichkeiten der medizinischen Wissenschaft die Rede – und nur sehr wenig von einer Hoffnung über den Tod hinaus. Selbst die christlichen Leiter mit den großen Mikrofonen dringen kaum durch. Ist das Thema Tod nur zu privat? Oder sind wir auf dem Rückweg in die vorchristliche Hoffnungslosigkeit schon so weit vorangekommen?

Träumen von einer Insel der Seligen

In der Antike gab es auch optimistischere Meinungen über den Tod. Allerdings betrafen sie nur die menschliche Seele. Der große Philosoph Platon (428–348 v. Chr.) war überzeugt, dass die unsterbliche Seele den vergänglichen Körper für immer verlässt. Nach einem jenseitigen Gericht gelangt sie entweder an einen Strafort (den Tartaros) oder auf die Insel der Seligen (das Elysium). Auch von den Vertretern dieser positiveren Weltanschauung glaubte jedoch niemand an eine Auferstehung des ganzen Menschen. Und die philosophische Begründung für die Unsterblichkeit der Seele blieb äußerst vage.

Das Alte Testament klingt an manchen Stellen wie die epikureische Philosophie. Die Toten versinken in Kraftlosigkeit (Jesaja 14,9–11), totale Untätigkeit (Prediger 9,10) und Schweigen (Psalm 115,17). Das Sterben →



„Den unterirdischen Totengöttern. Ich war nicht, ich war ..., ich bin nicht, es ist mir gleichgültig. Donna Italia mit 20 Jahren ruht hier“ (Lateinische Grabinschrift aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.)

galt als unumkehrbar und endgültig. „Eine Wolke vergeht und geht dahin: so kommt nicht wieder herauf, wer zu den Toten hinunterfährt“ (Hiob 7,7–10). Die alttestamentliche Zukunftshoffnung richtete sich in erster Linie auf die irdische Zukunft Israels, das Wachstum des Volkes und das Leben im verheißenen Land.

Auferstehungshoffnung im Alten Testament

An einigen Stellen öffnete sich für den Einzelnen aber eine Perspektive über den Tod hinaus. In den Psalmen klingt einige Male die Hoffnung an, aus dem Reich des Todes befreit zu werden (Psalm 16,9–11; 49,14–16; 104,29–30). Und die Propheten erwarteten, dass die Toten wie Schlafende erwachen und ins Leben zurückkehren werden: „Deine Leichname werden auferstehen ... und die Erde wird die Schatten herausgeben“ (Jesaja 26,19). Dann erwachen die einen zur ewigen Schande und die anderen zum ewigen Leben (Daniel 12,2–3).

Mit diesem „Auferstehen“ meinte man im Judentum und der gesamten Antike nicht ein platonisches Weiterleben der körperlosen Seelen. Unter „Auferstehung“ verstand man viel mehr, nämlich eine Befreiung der Seele und des Körpers aus der Vergänglichkeit. Die alttestamentliche Hoffnung umfasste den ganzen Menschen.

Auferstehungsglaube zur Zeit Jesu

Diese einzigartige Perspektive ergab sich aus dem alttestamentlichen Gottesbild. Wenn es einen allmächtigen Gott gibt, der Himmel und Erde geschaffen hat (Psalm 121,2), dann ist viel mehr Hoffnung möglich als in anderen Philosophien und Religionen: „Der Herr tötet und macht lebendig, führt ins Totenreich und wieder herauf“ (1. Samuel 2,6). Wenn der Schöpfer den Menschen mit Leib und Seele geschaffen hat (1. Mose 2,7), dann wird er auch den ganzen Menschen erlösen.

Im 1. Jahrhundert lehnten die jüdischen Sadduzäer, die sich nur an den fünf Mosebüchern orientierten, nicht nur eine Auferstehung der Toten (Matthäus 22,23), sondern auch ein Weiterleben der menschlichen Seele ab. Die Mehrheit der Juden war aber pharisäisch geprägt und erwartete mit den Propheten des Alten Bundes eine zukünftige Auferstehung am Jüngsten Tag. Diese weit verbreitete Hoffnung teilten auch Maria und Martha, die Schwestern des Lazarus (Johannes 11,24).

Auferweckung Jesu: eine maximale Bestätigung

Am Ostersonntag hat Gott seinen Sohn aus dem Tod auferweckt. Wenn das wahr ist, ist Ostern die ultimative Bestätigung der gewagtesten alttestamentlichen Hoffnungen. Ihre Erfüllung hat an diesem Tag begonnen. Den auferstandenen Christus konnte die scheinbar unwiderstehliche Lawine nicht dauerhaft unter sich begraben. Nicht der Tod, sondern das Leben hat das letzte Wort. Wer das glauben kann, für den ist jede vollständige oder teilweise Resignation überwunden.

Dadurch, dass Gott Jesus von Nazareth von den Toten auferweckt hat, hat er sein Wirken und Reden in unüberbietbarer Weise bestätigt. Dieser hochumstrittene Mann ist tatsächlich der erwartete Messias, der Gottes Rettung bringt. Was dieser von seinen Gegnern als Verbrecher hingerichtete Prophet gesagt und getan hat, war weder Irrtum noch Lüge, sondern die reine Wahrheit. Die Wahrheit über Tod und Leben findet sich nicht bei Platon oder Epikur und ihren vielen Schülern. Auch nicht im Buddhismus, im Islam oder irgendeiner anderen Religion oder Philosophie. Über die Todesgrenze hinaus führt nur die Verkündigung von Jesus von Nazareth.

Der Auferstandene musste seinen Schülern und Gesandten in den Ostertagen keine neue Botschaft verkündigen. Er beauftragt sie nur, das zu predigen, was sie vor Karfreitag von ihm gelernt hatten und was jetzt durch das Osterwunder bestätigt worden war: „Buße zur Vergebung der Sünden“



Die Begegnung des Auferstandenen mit den Emmausjüngern (Gemälde des spanischen Malers Diego Velázquez, 1599–1660)



(Lukas 24,47). Für unsere Schuld, die kein Mensch wissen darf, und unser schlechtes Gewissen, von dem uns nichts und niemand sonst befreien kann, schenkt Gott uns vollständige Vergebung. Und eröffnet uns so den Zugang zu einem Leben, das nicht endet, wenn die medizinischen Möglichkeiten erschöpft sind und die Maschinen abgeschaltet werden müssen.

Pandemie enthüllt westliche Diesseitsfixierung

Im christlichen Europa bestand das Ziel des Lebens jahrhundertlang darin, nach dem irdischen Tod in Gottes ewige Welt zu gelangen. Es stand außer Frage, dass der Sinn des Lebens darin besteht, sich entsprechend auf den Tod vorzubereiten. Gerade durch Katastrophen sah man sich herausgefordert, jederzeit zum Sterben bereit zu sein und dazu, vor seinen Schöpfer zu treten.

Ist die Pandemie, die wir gerade erleben, eine Strafe Gottes für unsere Sünden? Ich würde eher sagen: Die Pandemie legt unsere Gottlosigkeit frei, unsere Verlorenheit in einem säkularisierten Weltbild, in dem die jenseitige Welt, der allmächtige Gott und die ewige Rettung aus dem Tod keine nennenswerte Rolle mehr spielen. „So spricht der Herr: Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verlässt ... und weicht mit seinem Herzen vom Herrn“ (Jeremia 17,5).

Osterhoffnung tröstet auch in der Charité

Die Dokumentation „Charité Intensiv“ hat meine Frau und mich zu Tränen bewegt. Nicht nur, aber auch weil wir vor neun Jahren als Betroffene erfahren haben, wie es ist, wenn auf einer Intensivstation das Leben auf Messers Schneide steht. Und wenn trotz aller Bemühungen der Intensivpfleger und -ärzte lange nicht klar ist, ob der Tod noch einmal hinausgezögert werden kann.

Als in der Dokumentation der Familienvater nach dem schweren Verlauf seiner Corona-Erkrankung an Multiorganversagen stirbt, erreicht die vierteilige Serie eine unerwartete Tiefe. Die zutiefst erschütterte Ehefrau steht am Bett ihres verstorbenen Mannes. Sie dankt den anwesenden Pflegern für ihren unermüdlichen Einsatz. Und sie dankt in einem lauten Gebet Gott für das Leben ihres Mannes. Dann stimmt sie mit ihrer schönen Stimme ein geistliches Lied an. Und es ist völlig klar: Die Ärzte haben den Kampf gegen das Coronavirus verloren. Und sie hat ihren geliebten Mann verloren. Aber sie hat eine Hoffnung, die weit über diese fürchterliche Niederlage hinausreicht.

Es ist jedes Mal wieder neu erstaunlich: Der christliche Osterglaube trägt auch an der letzten Grenze des Lebens, wenn alle medizinische Kunst am Ende ist. ●

”

Über die Todesgrenze hinaus führt nur die Verkündigung von Jesus von Nazareth.